

Der Machtkampf in Moskau

Während Leonid Breschnew und seine Getreuen ins Theater gehen, rätseln die Sowjetbürger und die Welt: Wer kommt nach Breschnew? Der Kampf um die Nachfolge hat schon begonnen. Gegen den Breschnew-

Kandidaten Konstantin Tschernenko opponieren und intrigieren konservative Kräfte. Sie wollen das Reich zurückführen zu Disziplin und Ordnung. Ihre Führer sitzen in der Armee und im Staatssicherheitsdienst.



Kreml-Chef Breschnew, Vorbilder Lenin, Engels, Marx (bei der Mai-Parade 1981 in Moskau): „Wege der Väter“

Die Versorgung war zusammengebrochen, der Verwaltungsapparat versagte, das Proletariat meuterte gegen die Kommunisten: Rußland 1922.

Staatsgründer Lenin machte sein Testament. Er sorgte sich um den Bestand seines Werkes, die Diktatur seiner Partei, in deren Reihen die Fraktionen gegeneinander kämpften, wobei eine linke „Arbeiteropposition“ für eine Art Gewerkschaftsstaat eintrat – jener Klasse am nächsten, auf die sich die Partei berief.

Lenin verordnete eine „Neue Ökonomische Politik“ (NEP) mit freier Marktwirtschaft in Handel und Gewerbe, vergab Konzessionen an ausländische Kapitalisten und widersetzte sich Plänen, die Gewerkschaften militärisch zu organisieren – sie sollten weiterbestehen, aber von der Partei abhängig sein.

Die Krise des Sowjetregimes vor 60 Jahren wird derzeit wieder lebendig in Moskau – in einem Theaterstück voller politischer Brisanz, aufgeführt im „Künstler-Theater“ am Twerskoi-Boulevard. Titel: „So werden wir siegen.“

Ein kranker, von Intrigen umspannener Lenin gibt da (siehe Kasten Seite 122) dem Publikum des Jahres 1982 seinen Rat für den Fortbestand der Parteierrschaft: Achtung vor dem „Willen der Arbeiterklasse“.

Sein kranker, von Intrigen umspannender Nachfolger, der Generalsekretär Leonid Breschnew, 75, führte am vorletzten Mittwoch sieben der 13 Mitglieder des Politbüros ins Künstler-Theater – und zurück in die Vergangenheit. Gemeinsam sah sich die Politbüro-Mehrheit das Theaterstück an, studierte, wie sie siegen könne – und applaudierte.

Einer der – altersbedingt – kaum noch Aufrechten Sieben applaudierte bereits zum zweitenmal: Konstantin Tschernenko, Nachfolgekandidat Breschnews und mit 70 fast so alt wie der Chef, war bei der Premiere schon dabeigewesen.

Wie mit Peking-Opern im China der Kulturrevolution wird nun auch in Moskau mit und auf der Bühne Politik gemacht: Die Botschaft des Schauspiels ist das Testament Breschnews, das Programm für den, der nach ihm kommt.

Breschnew im Theater, Breschnew auf dem Weltfrauentag, Breschnew beim Empfang des finnischen Präsidenten Koivisto – das deutet eigentlich darauf hin, daß so bald gar keiner nach ihm kommt, daß der in Börsengerüchten schon Totgesagte sich aufrecht hält und

die UdSSR sehr wohl noch einen Führer hat.

Doch trotz, und vielleicht gerade auch wegen der betonten Zurschaustellung des Generalsekretärs wachsen in der Sowjet-Union und überall in der Welt seit zwei Wochen die Zweifel an der Funktionsfähigkeit der Moskauer Greisenniege.

Zuviel Ungereimtes und Dubioses aus dem Kreml verunsicherte Freund und Feind: Korruptionsaffären in höchsten Rängen, ungeklärte Todesfälle, Verhaftungen Prominenter, gezielt gestreute Gerüchte signalisieren einen Machtkampf, in dem mögliche Nachfolger noch vor dem Abgang des Chefs um die aussichtsreichsten Startplätze rangeln.

Die zweite Weltmacht womöglich kopflos in einer Zeit internationaler Hochspannung, das beunruhigte eine ohnedies von Kriegsfurcht erfaßte Welt noch mehr.

An Leonid Breschnew hatte sich die Welt gewöhnt, an den kriegesischen Exekutor von Prag und Kabul ebenso wie an den leutseligen Entspannungsreisenden von Helsinki und Bonn.

Doch wer nach ihm kommt, ist ungewiß; und ebenso ungewiß ist, welche Politik die Sowjet-Union betreiben wird. Moskau, das sich traditionell in Zeiten des Machtwechsels nach außen abschirmt, wird noch unberechenbarer, die Unwägbarkeiten in der Weltpolitik werden größer.

Wie der greise Leonid sich die Zeit nach seinem – physischen oder politischen – Ende vorstellt, sehen die Moskower allabendlich im Künstler-Theater. Dort wird wieder für eine neue ökonomische Politik geworben und wörtlich Lenins Verdikt gegen Stalin zitiert, der die liberale Wirtschaftspolitik beendete, das

Bauernland enteignete und die Gewerkschaften militarisierte. In dem Theaterstück tritt sogar als positive Heldin die Sprecherin der innerparteilichen „Arbeiteropposition“ auf.

Liberalisierung der Wirtschaft und Belebung der Gewerkschaften nach ungarischem Muster – das wäre ein Programm, mit dem sich die UdSSR den dunklen, drohenden Wolken entziehen könnte, die seit der Polen-Krise über das Sowjetland ziehen.

Breschnew versuchte es bereits mit einer Aktivierung seiner Gewerkschaften, jener Hilfsorganisationen der Partei, die zuständig sind für Sozialversicherung, Ferienheime und Steigerung der Akkordarbeit.

Auf dem Parteitag im Februar 1981 – Polens Reformkurs war gerade fünf Monate alt – rügte er seine „Berufsorganisationen“, weil es ihnen „bisweilen noch an Initiative bei der Wahrnehmung ihrer umfangreichen Rechte mangelt. Sie reagieren noch zuwenig auf Verletzungen der Arbeitsgesetzgebung, auf Bürokratismus und Schlendrian“.

Die Gewerkschaftsfunktionäre müßten aber fähig sein, „ohne eine Spur falscher Idealisierung die Stimmung der Massen, den Grad ihrer Bewußtheit und ihre Bedürfnisse zu bestimmen“.

Dein die Kontrolleure des Proletariats hatten die Lage idealisiert und Massenunmut zu spät gemeldet.

Tatsächlich war es im Mai 1980 wegen Überstunden überraschend zu einem Busfahrerstreik in der Autostadt Toljatti gekommen, der Ausfall der Verkehrsmittel für die Arbeiter führte zu einem Produktionsstopp in der Kfz-Fabrik. Auch in der Rüstungsschmiede Gorki legten die Werktätigen wegen Lebens-

mittelmangel die Arbeit nieder, in dem Leningrader Betrieb „Leninez“ hatte die Belegschaft einen halben Tag lang gestreikt, weil ihr Meister Nilow in Polizeihaft gestorben war.

Streiks auch in zwei Abteilungen der Traktorenfabrik von Minsk, weil sich die Lohnauszahlung verzögert hatte, und in der Radiofabrik von Minsk, wo die Lohnsätze gesenkt werden sollten.

Im Kombinat „Petschenganikel“ bei Murmansk hatten Arbeiter für mehrere Tage die Hochöfen stillgelegt. Wegen Erhöhung des Plansolls und schlechter Versorgungslage waren im Oktober des Polenjahrs 1980 im estnischen Tartu rund 1000 Arbeiter der Landmaschinenfabrik „Kaceremonditechas“ für zwei Tage in den Ausstand getreten; zugleich hatten, wie vorher mehrfach in Tallinn, Tausende von Schülern und Studenten gegen die russische Vorherrschaft demonstriert.

An mehreren Orten der UdSSR entstanden Zellen einer unabhängigen Gewerkschaft, der „Freien Interprofessionellen Vereinigung der Werktätigen“ (SMOT), mit dem Zentrum im Donez-Gebiet.

Leonid Breschnew hielt die Klagen des Volkes weithin für berechtigt. Auf dem Parteitag beschwerte auch er sich über „besonders empfindliche Versorgungslücken“ bei Fleisch, Milch und Butter – dabei war die dritte Mißernte in einer Folge noch nicht in Sicht –, über die alljährlich wiederkehrende Nichterfüllung der Pläne „bei vielen Waren für den Bevölkerungsbedarf, besonders Stoffen, Wirkwaren, Lederschuhen, Möbeln und Fernsehgeräten“.

Doch wo Leonid Breschnew den Sowjetbürgern entgegenkommen möchte, versuchen andere Mächtige in der



Käuferschlange in Moskau: Klagen des Volkes weithin berechtigt

„Heute so notwendig wie Luft“

SPIEGEL-Korrespondent Andreas Lorenz über eine Lenin-Aufführung in Moskau

Der Autor ist linientreu, sein Stück politisch, die „Prawda“ hat dem Drama eine halbe Seite gewidmet – Tatsachen, die das Moskauer Theaterpublikum sonst eher skeptisch stimmen.

Nicht so bei dieser Inszenierung. Schon in der Metrostation „Puschkinskaja“ nahe dem Moskauer Akademischen Künstlertheater (MCHAT) versuchen Passanten den Gästen Karten abzuluchsen. Vor dem modernen Gebäude drängen sich die Menschen in der Hoffnung, irgendwie doch noch hineinzukommen.

Das Werk: „So werden wir siegen“ von Michail Schatrow, 50. Der Dramatiker beschreibt die letzten 15 Minuten, die der von drei Schlaganfällen gezeichnete Wladimir Iljitsch Lenin in seinem Kreml-Arbeitszimmer verbringt, bevor er sich in sein Landhaus in Gorki zurückzieht und dort am 21. Januar 1924 stirbt.

Am 18. Oktober 1923 diktiert Lenin seine letzten Briefe und sinniert über vergangene Zeiten, die der Moskauer Starregisseur Oleg Jefremow in kurzen Szenen auf die Bühne bringt – die Sekunden nach den Schüssen etwa, abgefeuert auf den Revolutionär am 30. August 1918, oder die heftigen Diskussionen des Kommunisten mit Kadern und Kulaken über Parteipolitik.

Was das Stück so populär macht: Schatrow und Jefremow präsentieren den Moskauer Zuschauern einen ungewöhnlichen Parteichef. Statt des heroenhaften, niemals schwankenden Lenin, wie ihn die Propaganda mit Hilfe von Büchern und Büsten, mit Emblemen und Epen landauf, landab dem Volk vorhält, zeigt der Lenin des Theaters mitunter menschliche Schwächen: In kritischen Situationen brüllt er seine Genossen an, ist nervös. Er redet wirr, als er nach dem Attentat von zwei Kugeln getroffen zum Auto schwankt, und bei einer Untersuchung durch seinen Leibarzt, Jahre später im Kreml, scheint es für Momente so, als wolle er in sich zusammensinken.

„Vielleicht in keinem der früheren Stücke Schatrows... barg die Gestalt Lenins ein so reiches Spektrum emotionaler Zustände und dynamischer Gefühlswechsel wie hier“, befand die „Prawda“.

Was dem Kult um den „großen Revolutionär“ (Partei-Titel) so gar nicht entsprechen will: Der Bühnen-Lenin, gespielt vom populären Alexander Kaljagin, muß zuweilen passen. Einen Genossen, der sich von ihm Rat erhofft, bescheidet er schlicht, das wisse er nicht;

gegenüber einem Sekretär des Moskauer Parteikomitees räumt er ein, er habe in der Frage der Brennstoff- und Lebensmittelversorgung „Fehler begangen“.

Eine Moskauer Theaterwissenschaftlerin: „So haben wir Lenin noch nicht gesehen.“

Dabei hatten russische Künstler schon früher versucht, Lenin auf Theaterbrettern anders zu zeigen. Im letzten Scha-

deutlichen Bezügen zur Gegenwart. Denn Schatrow, spezialisiert auf Spektakel über den Obersten Revolutionär, will, so seine Maxime, „darüber Rechenschaft ablegen, was den Ideen Lenins entspricht und was ihnen entgegensteht“.

So dürfte es Kalkül sein, wenn der Dramatiker und sein Regisseur ihren Lenin Kritik am damaligen Generalse-



Lenin-Darsteller Kaljagin (l.) in Moskauer Theater: „So noch nicht gesehen“

atrow-Werk „Blaue Pferde auf rotem Gras“, das derzeit noch im Moskauer „Komsomol-Theater“ läuft, tritt Lenin ohne Maske auf – als hochgewachsener dunkelhaariger junger Mann, der mit seiner Frau und der deutschen Kommunistin Clara Zetkin gutbürgerlich Tee trinkt.

Mehr mochten die sowjetischen Kulturbürokraten bislang nicht genehmigen. 1980 setzten sie das Gastspiel einer Theatertruppe aus Tiflis wieder ab, weil die Georgier Schatrows Lenin allzu keß interpretiert hatten: Mal tanzte er mit der Zetkin, mal spielte er ausgerechnet bei einer Diskussion über den Frieden mit einem Gewehr.

Die jüngste, dreistündige Inszenierung dagegen ist, befand die „Literaturnaja gaseta“, Organ des Schriftstellerverbandes, „heute so notwendig wie Luft“ – freilich nicht nur wegen der Hauptrolle.

Attraktiv machen das Stück auch die Episoden aus Lenins Leben – Bilder mit

ekretär und späteren Diktator Josef Stalin üben lassen – ein deutlicher Wink an alle Bürger, die dem Generalissimus und seiner „Ordnung“ noch immer nachtrauern.

Szene: Lenin diktiert seinen „Brief an den Parteitag“, in dem er bestimmt, Stalin solle nicht sein Nachfolger werden. Er sei zu „grob“, zu ungeduldig, zu nationalistisch, zu wenig aufgeschlossen gegenüber den Genossen.

Ebenso unmißverständlich tönt Schatrows Lenin von der Bühne, als er den Aufstand in Kronstadt gegen die Diktatur der Bolschewiken niederschlagen läßt. „Über das Zusammenleben mit Revolutionsgegnern“, doziert er, „kann keine Rede sein, nicht heute, nicht morgen, niemals.“

Die „Prawda“: „Das ist die Erinnerung daran, daß soziale Krankheiten sehr gefährlich sein können, wenn sie verschleppt und nicht geheilt werden.“

Aktuell auch, wegen der Ereignisse in Polen, ein Treffen mit Warwara Michai-



Revolutionär Lenin (1922)
„Fehler begangen“

lowna, einer Vertreterin der damaligen „Arbeiter-Opposition“. Die oppositionelle Gruppe hatte Anfang der 20er Jahre versucht, den Parteibürokraten und Funktionären die Führung der Betriebe zu entreißen und den Gewerkschaften zu übergeben.

In dem Disput mit der schönen, ganz in Schwarz gekleideten Warwara Michailowna, wohl Pseudonym für Alexandra Michailowna Kollontai, eine der schillerndsten Figuren sowjetischer Revolutionsgeschichte, lehnt Lenin eine liberalere Rolle der Gewerkschaften („Geschwätz“) strikt ab.

Eine ausführliche Diskussion über die Stellung der Arbeitervertretungen im Kommunismus gibt es auf der Bühne allerdings nicht. Moskauer Theaterkenner wollen wissen, Schatrow habe ursprünglich geplant, den seit 1927 verfeimten Leo Dawidowitsch Trotzki auftreten zu lassen, der Gewerkschaften für gänzlich überflüssig hielt und sie nicht einmal, wie Lenin, als „Schule der Partei“ ansah.

Dieser Teil sei jedoch vom Kulturministerium während der Proben gestrichen worden. Schatrow selbst bestreitet das.

Das Publikum im stets überfüllten MCHAT am Twerski-Boulevard, darunter zweimal Prominenz aus dem Politbüro, scheint auch ohne den Lenin-Kontrahenten zufrieden. Als Lenin auf dem 10. Parteitag 1921 seine Genossen leidenschaftlich auf die neue Wirtschaftspolitik einschwört („Wir haben den richtigen Weg gewählt. Nur nicht von diesem Weg abweichen. So werden wir siegen“), reagieren die Moskauer mit Ovationen.

Kreml-Riege, jedes Nachgeben gegenüber den Forderungen der Arbeiterschaft zu verhindern: nichts mit Vorrang des Lebensstandards vor der Aufrüstung, mit Öffnung nach Westen und Menschenrechten gemäß der Schlußakte von Helsinki.

Anführer dieser Konservativen im Kreml war über Jahrzehnte Michail Suslow, der oberste Hüter der reinen Lehre. Er wehrte sich auch gegen das Lenin-Theaterstück, das ursprünglich schon zum 26. Parteitag vor einem Jahr uraufgeführt werden sollte. Eigenhändig strich Suslow an den gefährlichsten Passagen herum, so daß die Schauspieler immer neue Texte lernen mußten.

Er bezweifelte, daß die Partei durch Reformen siegen könne, fürchtete, daß sie viel eher unterliegen werde – er hatte sich die polnische Bescherung vor Ort angesehen. Jetzt plädieren andere Spitzenfunktionäre – ganz nach Stalin-Art – dafür, dem Volk den Riemen noch enger zu schnallen, das Land von Auslandshilfe unabhängig zu machen, noch mehr Rubel in die Rüstung zu stecken – jeden Widerstand im Land zu brechen.

Solch ein Programm, zu Stalins 100. Geburtstag 1979 in der „Prawda“ formuliert, befürworten offensichtlich vor allem jene Sowjetfunktionäre, die sich kraft Amtes um die Sicherheit des Staates sorgen: die Genossen vom „Komitee für Staatssicherheit“ (KGB), die sich nach der Tscheka, der berüchtigten Geheimpolizei der 20er Jahre, stolz „Tschekisten“ nennen. Semjon Zwigun, der Erste Vizechef des KGB mit dem Militärrang eines Armeegenerals, entwickelte ein Kontrastprogramm zu Breschnews Politik der Nachgiebigkeit gegenüber dem Volkswillen.

Weil er den Machtverlust der Partei in Polen auf westliche Machenschaften zu-

rückführte, beschuldigte Zwigun in einem Grundsatzartikel des ZK-Organs „Kommunist“ im vorigen September ausländische Propaganda- und Spionagezentralen, auch die UdSSR zu unterwandern: Sie trügen Subversion und Konsumlust ins Sowjetland, führten die Sowjetjugend mit Popmusik in die Irre, heuerten Dissidenten an.

Breschnews zu Protokoll gegebenes Verständnis für die Nöte der 270 Millionen Sowjetmenschen, Suslows Beharren auf der reinen Lehre, Zwiguns Theorie von den geheimnisvollen Feinden im Ausland – es sind magere Antworten auf eine Krise des Systems, deren Symptome durch nichts mehr zu vertuschen sind.

Die Bilanz von 18 Jahren Breschnew ist für die Bürger so trostlos, daß sogar die Parteipropagandisten, die sich noch stets an Planphantasien berauschten und dem Volk mit aberwitzigen Zahlenspielerien zu beweisen suchten, wie gut es ihm doch gehe, eine jähe Kehrtwendung vollzogen haben und nun dem Volk „15 schwere Jahre“ prophezeien.

Bis zum vorigen Jahr noch gab es für sowjetische Leitartikler grundsätzlich nur eine Krise – die des zum Untergang verdamnten Kapitalismus. „Inflation, Arbeitslosigkeit und sozialer Absturz sind die einzigen Weihnachtsgeschenke, welche die Arbeiter im Westen erwarten können“, unkte Ende 1980 die Moskauer Wirtschaftszeitung „Sozialistitscheskaja industrija“.

Im vorigen November, als die dritte Mißernte bereits die Katastrophe ankündigte, berauschte sich „Tass“ immer noch am Prinzip Hoffnung, das allemal den Sozialismus siegen läßt:

„Anders als die kapitalistischen Industriestaaten und deren Führungsmacht, die USA, die von wirtschaftlichen Rückschlägen und Krisen heimgesucht werden, kann die Sowjet-Union auch in den



Veteranen am Jahrestag des Sieges in Stalingrad (1981): Stolzeste Stunde

80er Jahren mit hinreichend hohen wirtschaftlichen Zuwachsraten rechnen.“ Dies, so die Agentur, „dank der außergewöhnlich dynamischen und krisenfreien Entwicklung der Sowjetwirtschaft“.

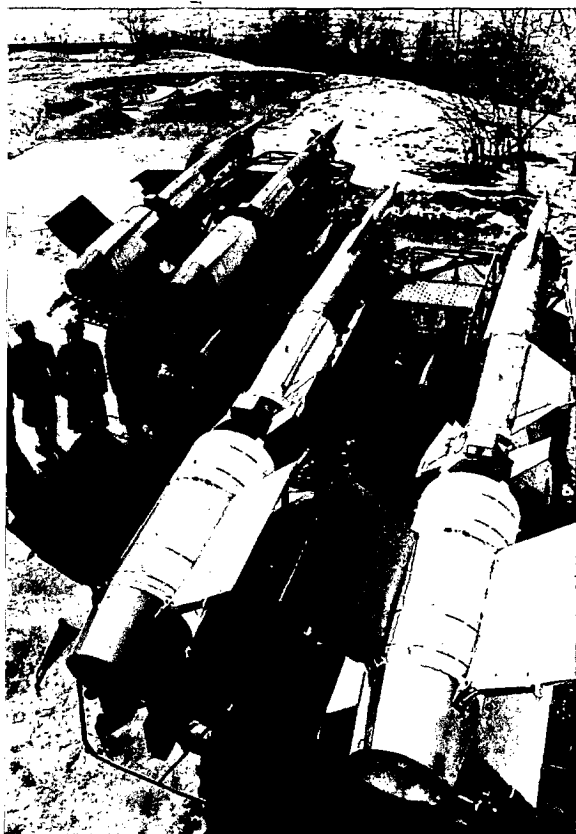
Und als auf den Weltmeeren längst aller verfügbare Schiffsraum der UdSSR unterwegs war, um nach der katastrophalen Ernte alles verfügbare Getreide auf der Welt an Bord zu nehmen, sah der Washingtoner „Tass“-Korrespondent Jewgenij Jegorow zwar eine Landwirtschaft zusammenbrechen – aber nicht daheim, sondern beim Hauptlieferanten USA: „Hinter einem Scheinvorhang von Prosperität und Effektivität in der amerikanischen Landwirtschaft gibt es ungeheure Probleme, die bald zu einem Kollaps des gesamten Versorgungssystems in den USA führen könnten.“

Eine zutreffende Beschreibung der Zustände – in der Heimat des Genossen Jegorow, wo die Versorgung zusammenbrach, so daß die Weltmacht Sowjet-Union 36 Jahre nach Kriegsende in weiten Teilen des Reiches wieder Lebensmittel rationieren mußte und die ohnehin kargen Rationen nur dank der Zukäufe aus dem angeblich verrottenden Westen aufbringen konnte.

Noch vor einem Jahr hatte Leonid Breschnew den Bürgern versichert: „Wir haben alles, was wir brauchen, um das Leben des Volkes *noch* besser zu machen.“ Aber das angesprochene Volk reagierte darauf nur mit dem Scherz, es wolle gar nicht, daß es ihm *noch* besser



Verladung von US-Weizen für Moskau: Kollaps der Versorgung



Sowjetische Sam-3-Raketen
Mehrwert für Rüstung

gehe, es sei durchaus zufrieden, wenn es ihm endlich einmal einfach gutgehe.

Im ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat jedoch leben die Arbeiter und Bauern 64 Jahre nach der Revolution, die ihnen unablässig als die ihrige gepriesen wird, noch immer hart am Existenzminimum. Wohl in keinem Industriestaat der Welt ist das Proletariat heftiger erniedrigt und beleidigt, von jeglicher Beteiligung an der Macht, an der Gestaltung seines eigenen Schicksals und vom Informationsfluß so ausgeschlossen wie ausgerechnet die Bevölkerung dieses angeblich sozialistischen Gemeinwesens.

Die Einwohner des riesigen Sowjetreiches haben allenfalls den Lebensstandard des Westens der frühen 50er Jahre erreicht, müssen drei Viertel ihres Einkommens für Nahrung ausgeben – und dafür noch tagtäglich und oft vergebens Schlange stehen.

Viele Millionen sowjetischer Bürger, vor allem auf dem Land, sehen oft monatelang kein Stück Rind- oder Schweinefleisch, können Milch für ihre Kinder oft nur auf ärztliches Rezept kaufen, fahren stundenlang durch ihre Stadt oder tage-

lang in die nächste Stadt, um eine Sorte Wurst, ein Pfund Butter, Käse, Tee oder Nudeln, Reis und Kartoffeln zu organisieren.

Praktisch alles ist „defizitno“, mal Speiseöl, aber auch Zwiebeln oder Karotten, neben Kohl die einzigen Vitaminspender im langen Winter; kein Wucherpreis, der auf dem „Rynok“, dem privaten Bauernmarkt, wovon es allein in Moskau mehr als zwei Dutzend gibt, nicht verlangt – und von jenen, die es sich leisten können, auch bezahlt – würde: zehn Rubel oder im Winter auch mal 15 (33 bis 50 Mark) für ein Kilo Gurken oder Tomaten, zwölf (fast 40 Mark) für ein Huhn, sieben (22 Mark) für ein Kilo Mandarinen.

Der Durchschnittslohn aber liegt bei 172 Rubel, etwa 550 Mark, Rentner müssen oft mit einem Viertel davon auskommen; für die meisten sind diese Preise mithin unerschwinglich, sie müssen auf jede Kopeke achten. Diese kleinste Kupfermünze, gut drei Pfennig wert, werfen Kirchenbesucher den Bettlerinnen vor der Pforte als Almosen hin. Die Empfängerinnen segnen sie dafür, denn

16 Kopeken reichen für ein Brot, das es immer noch gibt.

Das ist der Alltag des Sowjetbürgers im siebenten Jahrzehnt einer Gesellschaft, die als klassenlos, also gerecht, als Gesellschaft der Zukunft angetreten ist, die aber niemals auch nur annähernd mit ihrer Gegenwart fertig wurde und deshalb immer auf später vertröstet werden mußte.

Seit drei Generationen hören die Sowjetbürger, sie müßten erst einmal die Ärmel aufkrempeln, Opfer bringen für die leuchtende Zukunft: für den Aufbau des Ersten Sozialistischen Staates, die Bekämpfung und Ausrottung seiner inneren Feinde.

Als Hitlers Wehrmacht einfiel, mußte die bedrohte Heimat gerettet werden; als der grausame Feind besiegt war, in der stolzesten Stunde des Sowjetregimes und der Mehrheit seiner Bürger, stand vor dem Goldenen Zeitalter nur noch der Wiederaufbau des verwüsteten Landes.

Nikita Chruschtschow, der sprach wie ein Mann aus dem Volk, verhiess dem Volk nach dem Tod des Massenmörders Stalin einen Gulasch-Kommunismus mit vollen Töpfen und versprach das kommunistische Paradies mit genauem Datum für 1980: Dann würden die Sowjetbürger mehr besitzen und weniger arbeiten als alle anderen Erdenbürger.

Die neuen Männer um Leonid Breschnew und Alexej Kossygin verlangten neuen Einsatz für riesige Neulanderschließungen, die Entwicklung der Schatzkammer Sibiriens, für Jahrhundertprojekte wie die Baikal-Amur-Eisenbahn und ließen unverdrossen auch die Zukunftshoffnungen weiter keimen.

Kossygins Ansätze einer Wirtschaftsreform, Lohnerhöhungen, massierter Wohnbau und eine Versorgung, die, wenn auch zaghaft, so doch spürbar besser wurde, schürten die Erwartungen der dritten Sowjetgeneration, daß sich zu ihren Lebzeiten doch etwas zum Besseren wenden werde.

Alle Voraussetzungen schienen gegeben: Im Zeichen der Détente entspannte sich das Verhältnis zur Bundesrepublik und zu den USA, Türen taten sich auf für Milliardenkredite und überlegene westliche Technologie. Die überreichlich vorhandenen heimischen Bodenschätze stiegen jährlings im Wert. Denn der Ölpreissprung von 1974, der den Westen in die Wirtschaftskrise stürzte, geriet den Sowjets zum unverhofften Segen:

Die UdSSR, der Welt bei weitem größter Ölproduzent, kassierte für ihre Öl-, Gas- und sonstigen Rohstoffexporte viele zusätzliche harte Devisen-Milliarden, die Zukunft schien hell und nah.

Doch die Kreml-Bürokraten wucherten schlecht mit ihren Pfunden. Sie steckten, ohne Zwang, den Großteil des erzielten Mehrwertes in eine in Friedenszeiten beispiellose Rüstung.

Ausgerechnet in den Jahren, in denen die andere Weltmacht damit ausgelastet

war, selbstquälerisch die Wunden ihres mißglückten Vietnam-Abenteuers zu lecken, die Wehrpflicht abschaffte und sich mit Jimmy Carter einen Präsidenten wählte, der als erstes teure Rüstungsobjekte strich, mobilisierten die Russen nahezu sämtliche Ressourcen für die Rüstung.

Ausgerechnet in jenen Jahren, in denen die Westeuropäer im Verein mit den Amerikanern in Helsinki die sowjetischen Kriegs- und Nachkriegsgewinne auf dem europäischen Kontinent festschrieben, steckte Moskau ungezählte Milliarden in eine neue, auf Westeuropa gerichtete Raketengeneration.

Zu verlockend schien dem politisch-militärischen Establishment im Kreml, das die Kuba-Schlappe von 1962 nie verwunden hatte, offenbar die Chance, den Westen, wenn es schon wirtschaftlich nicht geglückt war, auf militärischem Gebiet einzuholen und zu überholen.

Zu leicht ließen sich angesichts einer mit sich selbst und ihren Krisen beschäf-

tigten westlichen Welt überall Terraingewinne erzielen. Fast jeden November ließ sich in den Parolen zum Jahrestag der Oktoberrevolution ein Neuzugang im sozialistischen Lager begrüßen: Süd-jemen und Angola, Mosambik und Äthiopien, Laos und Kambodscha.

Und dann, Ende 1979, entschloß sich die Militärgroßmacht Sowjet-Union sogar dazu, ihre neue Stärke erstmals außerhalb des eigenen Machtbereichs auszuprobieren: in Afghanistan. Möglicherweise wird der Panzervorstoß über den Hindukusch einmal als die folgenschwerste Fehlkalkulation einer Kremelführung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges angesehen werden.

Denn der nicht zu gewinnende Krieg in Afghanistan kostete Moskau die Sympathien großer Teile der Dritten Welt, zog Olympia- und Weizenembargo nach sich, blockierte Kredite und Handel, machte die UdSSR Polen gegenüber aktionsunfähig, half mit, in Amerika Ronald Reagan an die Macht zu bringen,



Käuferschlangen im Moskauer Warenhaus Gum: „Glücklich mit Klopapier“

der nun seinerseits den roten Erzfeind tottrüsten will.

All dies geschieht zu einer Zeit, da in der Sowjetwirtschaft nichts mehr geht. Die Hochrüstung und deren Folgekosten verschlingen fast 15 Prozent (in den USA fünf Prozent) des kaum noch wachsenden Sozialprodukts, marode Verbündete auf der ganzen Welt kosten fast 50 Milliarden Mark im Jahr. Öl und Gold aber sind im Preis wieder gefallen; die Devisenkasse ist leer; Kapital und Arbeitskräfte werden knapp – und die vorhandenen Arbeitskräfte lassen sich nun nicht mehr motivieren: Nach den leeren Versprechungen von Generationen haben die Sowjetarbeiter ihr Land in einer Hinsicht tatsächlich in ein Arbeiterparadies verwandelt – keiner arbeitet mehr so richtig.

Eine Art nationaler Bummelstreik lähmt das Land. „Die drei Hauptformen der allgemeinen Sabotage“, schreibt der emigrierte Physiker Dmitrij Mikejew, „sind Daumendrehen, Diebstahl und Trunksucht.“ Arbeiter erscheinen spät oder überhaupt nicht zur Arbeit, schludern, produzieren Ausschuß, gehen mit Maschinen und Material verantwortungslos um, machen Geschäfte „nalewo“ – auf links. Passieren kann ihnen kaum etwas: Arbeitskräfte sind knapp, sie können nicht gefeuert werden.

„Wenn ich nicht Schriftsteller wäre, sondern Maler“, charakterisiert der in die Bundesrepublik ausgebürgerte Moskauer Autor Wladimir Woinowitsch die Stimmung seiner Generation,

würde ich ein Bild malen, eigentlich zwei, eine Art Diptychon. Auf der linken Tafel würde die Jahreszahl 1917 stehen, auf der rechten 1977. Ich würde das Werk „Wege der Väter“ nennen oder „60 Jahre“ oder so ähnlich ...

Links würde ich einen Matrosen malen, so einen richtigen revolutionären Matrosen, mit hängendem Schnurrbart und Patronengurten. Rechts aber würde ich seinen Enkel malen, der ihm sehr ähnlich sieht, aber ohne Schnurrbart. Und statt mit Patronengurten ist er mit lauter Rollen Toilettenpapier umgürtet.

Sein Gesicht strahlt vor Glück und Zufriedenheit, daß er erreicht hat, was andere nicht geschafft haben. Sein Großvater träumte, daß er die ganze Welt befreien und allen Menschen das Glück bringen würde. Aber der Enkel ist glücklich, daß er nach zwei Tagen Schlangengestehen Toilettenpapier bekommen hat.

So desillusioniert, so zynisch ist fast die ganze um ihr Lebensglück betrogene gegenwärtige Generation der UdSSR.

So sehr Leonid Breschnew sich auch mühen wollte, dem Unmut der Massen mit mehr Volkswohlfahrt zu begegnen – es wäre allenfalls eine Schönheitsreparatur. Denn längst ist das Fundament der Gesellschaft ausgehöhlt, sind nicht mehr Marxismus, Leninismus, Kommunismus oder Sozialismus die Bastionen des Systems. Das Grundgesetz des realen Sozialismus sowjetischer Prägung läßt sich vielmehr mit einem Wort umschreiben: Korruption. Und die zerfrißt alles.

Die Verkäuferin nimmt ihren Zehnten für die Waren, die sie unter dem Ladentisch verkauft, der Schalterbeamte für die Fahrkarte, die es offiziell nicht gibt. Der Polizist kassiert privat beim Autofahrer, der Theaterkassierer beim Kulturbeflissenen. Ob ein Herd repariert, ein Kind auf eine bestimmte Schule geschickt, ein Zahn gefüllt, ein Sanatoriumsplatz reserviert werden soll – immer muß der schwarze Rubel rollen.

Einen naiven jungen Polizisten, der einen illegalen Blumenverkäufer (Preis für eine Nelke: drei Rubel – zehn Mark) von einem U-Bahn-Eingang im Stadt-

Bürgermeisters von Sotschi, der wegen Bestechlichkeit 13 Jahre Gefängnis erhielt (siehe Kasten Seite 128).

Daß eigene Staatsschützer weithin in die allgemeine Korruption verwickelt waren, bremste den Zwigun und seine Fahnder nicht. Doch am 19. Januar war Zwigun tot.

Wie Zwigun, 64, ums Leben kam, ist ungewiß. Eine offizielle Bekanntmachung in der „Prawda“, ein Nachruf seiner Kameraden, gab die unwahrscheinlichste Erklärung, die oft hervorgeholt wird, wenn es etwas zu verbergen gilt: „nach langem, schwerem Leiden“.



Schluderarbeit in Moskau*: „Drei Hauptformen von Sabotage ...

zentrum von Moskau verweisen wollte, winkte der Händler erst mit zehn Rubel und zuckte dann, als die zu seiner Überraschung nicht verfangen, die Achseln: „Gut, dann kostet's bei deinem Chef 50 Rubel, aber morgen wirst du mich hier grüßen und nicht belästigen.“

Der Phantasie sind in dieser Welt des schwarzen Marktes und der Korruption kaum Grenzen gesetzt: Privatbordelle mit Schwimmbad und Sauna, in denen die Funktionärsschickleria verkehrt, Datschen-Paläste, deren Wohnräume mit Fellen ausgeschlagen sind, ein Kaviar-Schmuggelskandal, in den 300 Beamte bis hinauf zum Minister verwickelt sind, gebündeltes Bares in Millionenwerten in zerfransten Koffern unterm Bett – Gogol könnte so etwas nicht erfinden.

Die Polizei des Innenministeriums (MWD) und die KGB-Staatsschützer des Semjon Zwigun eröffneten zwar im vorigen Herbst eine Kampagne gegen die sowjetische Korruption. Die Strafmaßnahmen wurden verschärft, die Genossen auf Parteiversammlungen im November verwart.

Als abschreckendes Beispiel beschrieb die „Literaturnaja gaseta“ den Fall des

* Fabrikneue Badewannen verrotten vor einem Wohnhaus.

Gerüchten in Moskau zufolge entlebte sich Zwigun selbst – nach einem Streit mit Saubermann Suslow, der ihm geraten haben soll: „Ihnen bleibt nichts anderes übrig, als sich zu erschießen.“ Demnach war Zwigun einer Sache auf der Spur, die ins Zentrum der Sowjetmacht zielte, oder versuchte – so die Gerüchte –, sie zu vertuschen.

Die Moskauer Politzene gewann den Charakter eines Kriminalromans; sie verlagerte sich auf die Friedhöfe.

Am 27. Dezember nämlich, drei Wochen vor Zwiguns Ableben, hatte sich eine Angestellte des Moskauer Staatszirkus auf die Beerdigung ihres früheren Direktors Nikolai Asanow begeben, Frau Irina Bugrimowa, Löwenbändigerin von Beruf und hochdotiert; ihr gehört eine Sammlung erlesener Brillanten aus der Zarenzeit.

Als die Dompteuse vom Begräbnis heimkehrte, stand ihre Wohnungstür offen, und von ihren Juwelen fehlten die schönsten Stücke. Die Polizei fand das Geraubte wieder, bei Boris Burjatow, genannt „Der Zigeuner“.

Der ist Chorist mit gelegentlichen Soli am Bolschoi-Theater und ein stadtbekannter Playboy mit Mercedes, boden-

langem Pelz und am Hals ein diamantenbesetztes goldenes Kreuz. Oft hat er die Galina Tschurbanowa ausgeführt, die Tochter Breschnews, zum Beispiel in das „Haus des Künstlers“ in der Scholtowskaja-Straße.

Galina, deren zwei Kinder von Breschnew-Gattin Wiktorija Petrowna aufgezogen werden, war in erster Ehe mit dem Akrobaten Milajew verheiratet. Sie hat einen verständlichen Hang zur Welt außerhalb der streng gefügten, abgeschlossenen Parteihierarchie, eben zum Zirkus, obwohl sie die Parteihochschule absolviert hat und so ohne weitere Umstände Parteisekretärin einer Großstadt werden könnte.

Galina wollte nicht. Während ihr Bruder Jurij es zum Ersten Vize-Außenhandelsminister brachte und privat allenfalls mal Videogeräte und -bänder importierte (was als systemsprengend strikt verboten ist) oder sich im Pariser Crazy-Horse-Salon mit einem 100-Dollar-Trinkgeld bedankte, bestritt Galina ih-

Zwigun hatte Breschnew vor 31 Jahren in der Sowjetrepublik Moldawien kennengelernt, wo beide gemeinsam den Landesteil Bessarabien zu befrieden hatten, der bis 1940 und während des Krieges zu Rumänien gehörte – Breschnew sorgte als lokaler Parteichef für Ordnung, Zwigun als Vize-KGB-Chef für Ruhe.

Dritter im Bunde war Breschnews Agitprop-Chef Tschernenko. Aufsteiger Breschnew nahm die beiden Freunde später mit nach Moskau und ließ sie an seiner Karriere teilhaben.

Tschernenko gilt seit geraumer Zeit schon als Breschnews Wahl für das höchste Amt. Anders als Freund Zwigun wurde er 1976 ZK-Sekretär und rückte er vor vier Jahren ins Politbüro. Neuerdings steht er auf offiziellen Photos, den Orientierungshilfen fürs Volk nicht nur gleich neben Breschnew, sondern auch noch in der Mitte.

Das mag Zwigun veranlaßt haben, die Treue zur Breschnew-Verwandtschaft

möglicherweise gegen den Chef gestellt hatte. Es fehlen auch die Namen des Regierungschefs Tichonow oder eines seiner Stellvertreter, obwohl Zwigun als Vize-Vorsitzender dieses Staatskomitees Regierungsmitglied war – ein Indiz dafür, daß der Konflikt politischer Natur war.

Als ranghöchster Parteivertreter hatte Tschernenko unterschrieben, vielleicht aus Nostalgie oder Opportunität, dazu ein weiteres Politbüro-Mitglied: ZK-Sekretär Gorbatschow, ein Mann Suslows, zuständig für die ruinöse Landwirtschaft, keineswegs für die Staatssicherheit.

Das deutete darauf, daß der Mann, der auf der nächsten ZK-Sitzung über Landwirtschaftsfragen als Sündenbock erhalten muß, sich neue Verbündete suchte, beim KGB. Denn was immer Zwigun getan hatte, seine Firma bekannte sich zu ihm: Unter dem Nachruf standen die Namen der Creme des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, der Hauptabteilungsleiter.

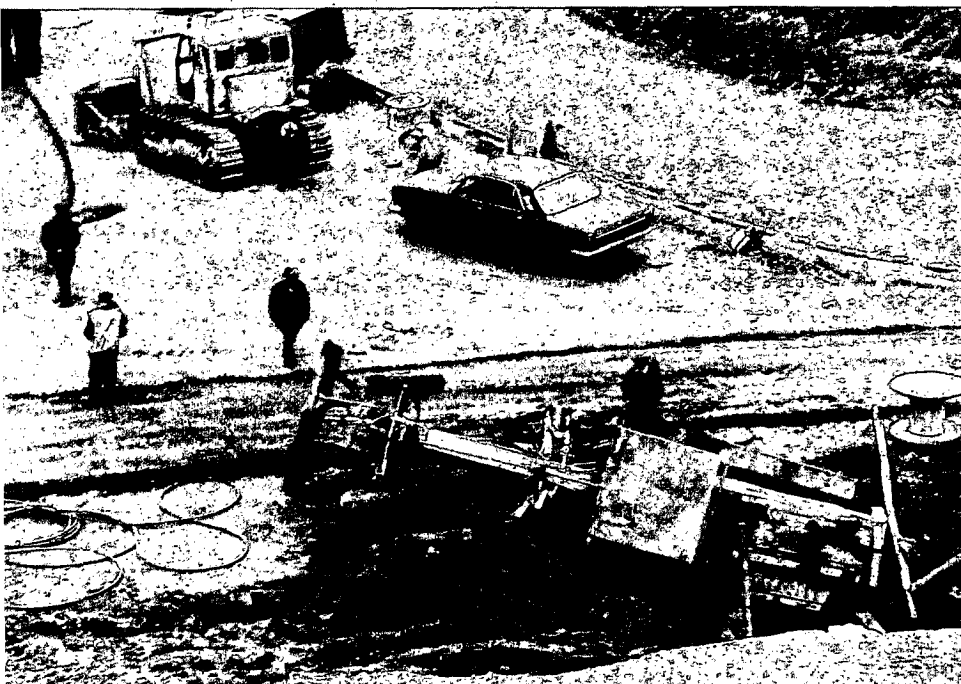
Auffällig: Mit dem toten KGB-Zwigun solidarisierten sich per Unterschrift auch noch Verteidigungsminister Marschall Ustinow und Luftfahrtminister Marschall Bugajew. Es sah fast wie eine neue Regierungsliste aus, genauer: der Vertrag einer Koalition zwischen Staatsschutz, Armee und einigen Parteileuten, getarnt gerade durch den Namen ihres eigentlichen Gegners: Tschernenko.

Am Tage des Erscheinens der ominösen Todesanzeige – es war zufällig Lenins 58. Todestag – erlitt Suslow, der Königsmacher der Partei, laut offizieller Mitteilung einen Schlaganfall, drei Tage darauf hatte „So werden wir siegen“ Premiere, wiederum einen Tag später war auch Suslow tot – nach „langer schwerer Krankheit“. Belegt wurde das durch ein ärztliches Kommuniqué mit einer langen Leidensgeschichte, obwohl Suslow, der stets durch seine gute Gesundheit auffiel, noch wenige Tage vor seinem Tode Polens Außenminister Czyrek empfangen hatte.

Das Abtreten des starren Suslow nahm Breschnew und seiner Mannschaft eine Bürde, der Partei aber auch den obersten Schiedsrichter zwischen den widerstreitenden Interessengruppen. Der Machtkampf wurde offenkundig.

Die Leitung der Sitzungen des ZK-Sekretariats, bis dahin Suslows Privileg, übernahm sofort Tschernenko. Er empfing eine griechische Genossen-Delegation, er vertrat die KPdSU auf dem Parteitag der französischen KP, ohne den zuständigen ZK-Sekretär Ponomarew, einst Suslows Intimus.

Souverän gab Tschernenko in Paris der Zeitschrift „Latitude“ ein Interview, in dem er erstmals seine Meinung zur gesamten Weltlage kundtat. Nur: Die Moskauer Medien nahmen davon keine Kenntnis, eine Rezension seiner gesammelten Reden wurde sogar aus dem georgischen Parteiorgan „Sarja wostoka“ nach dem Druck wieder entfernt –



... Daumendrehen, Diebstahl, Trunksucht“: Schluderarbeit in Moskau*

ren gehobenen Lebensunterhalt durch Handel mit Brillanten, Zobelmänteln und West-Konsumgütern.

Ihre selbständigen Unternehmen begründete sie damit, sie wolle nicht enden wie die Chruschtschow-Tochter Jelena nach dem Sturz des Vaters: Die arbeitet, ohne Vermögen, für 160 Rubel (530 Mark) im Monat als Lektorin im Moskauer Wachtangow-Theater.

Daß sich Zwigun bei diesem Ermittlungsstand Rat bei Suslow holte, ist plausibel, daß er auf Strafverfolgung bestanden haben soll, weniger: Er selbst war mit Wera Petrowna verheiratet und somit ein Schwager der Breschnew-Ehefrau Wiktorija.

aufzukündigen; die Loyalität gegenüber einem Gönner kann nicht länger währen als die Förderung durch ihn, auch nicht mehr wiegen als die Bindung an die eigene Behörde – das KGB.

Das Gerücht, Zwigun habe auf Empfehlung Suslows Selbstmord begangen, stammt vom russischen Dienstpersonal der US-Botschaft in Moskau, ausnahmslos Vertrauensleute des KGB, das an dieser Version Interesse hatte.

Wo Zwigun beigesetzt wurde, blieb unbekannt. Unter dem „Prawda“-Nachruf für Zwigun fehlte Breschnews Name, ein Hinweis darauf, daß Zwigun sich

* Ein angetrunkener Bulldozerfahrer kippte das Fahrzeug in die Grube, die er aushob.

„Man kann nichts abschlagen“

Wie der Bürgermeister von Sotschi korrupt wurde / Von Arkadij Waxberg

Die Moskauer „Literaturzeitung“ schilderte zur „Warnung“ den Kriminalfall Wjatscheslaw Alexandrowitsch Woronkow, Bürgermeister von Sotschi, des größten Kurortes der Sowjet-Union.

Woronkows Aufstieg war steil. Schon mit 25 Jahren hatte der Absolvent des Moskauer Instituts für Bauingenieurwesen einen Großbetrieb in Sotschi geleitet. Mit 30 wurde er Abteilungschef, mit 32 stellvertretender Bürgermeister.

1971 war Woronkow Bürgermeister von Sotschi. Als er zum erstenmal sein neues Arbeitszimmer betrat, erblickte er ein bescheidenes Päckchen mit einem bunten Bändchen geschmückt und der Aufschrift „Aus reinem Herzen“.

Gedanken verweilten bei den schönen Zeiten, die, wie es ihm damals schien, kein Ende nehmen würden.

Als Woronkow seine erste Dienstreise nach Moskau antrat, wurde er von seinem Günstling Bondarenko aufgesucht. Der brachte keine Blumen, sondern gleich eine Kiste mit einem Pud (16 Kilo) Delikatessen, damit der Bürgermeister, fern von zu Hause, nicht verhungere.

Nun schaltete und waltete Woronkow, je nachdem, wie groß die Geschenke waren. Wenn er wollte, wurde ein bescheidener Verkäufer Direktor. Wenn er wollte, wurde ein anderer Schlachthofsvorsteher, ein dritter Chef einer Großhandlung und so weiter und so weiter.

men waren verschieden, mal tausend Rubel, mal anderthalbtausend, mal mehr, mal weniger.“

Meistens nahm Woronkow das Geld in einem dunklen Raum im Kino „Sotschi“ entgegen. Bedarf an dunklen Räumen hatte Woronkow auch zu Hause. Die Hausdurchsuchungen führten erfahrene Juristen durch. Nach langem Suchen entdeckten sie das Geheimgeld. Es war eine Metallkiste, die in den Fußboden eingemauert war.

Dort wurden die Sparsbücher und der Schmuck aufbewahrt. Es gelang mir, einige Zeilen der Liste zu erhaschen: „Goldener Herrenring mit Brillanten, Preis 3071,25 Rubel, goldener Herren-



„Hier Vorzimmer Boris Sergejewitsch“

Krokodil, Moskau

Die unbekannten Verehrer des neuen Bürgermeisters, die er bald kennenlernen sollte, sandten ihm eine Auswahl von Kognak, damit er diesen großen Tag würdig feiern konnte.

Zu Hause erwartete ihn ein neues Präsent: ein Korb mit frischen Früchten, ein Delikatessenkorb und ein Blumenangebinde. „Auf gute Gesundheit“ – wieder aus reinem Herzen schickte ihm ein Unbekannter die Früchte.

Acht Jahre später, als Woronkow kein Bürgermeister mehr, sondern Untersuchungshäftling in der Einzelzelle war, erklärte er sich gleichfalls aus reinem Herzen bereit auszusagen:

„Ich will ehrlich gestehen: Der Beginn meines moralischen Niederganges war die Verbindung mit Beschäftigten im Handel, die mir Geschenke brachten. Man kann nichts abschlagen, wenn man es geschenkt bekommt.“

Einmal wurde dem Bürgermeister ein gebratenes Ferkelchen überreicht. Niemand hätte sich nach so vielen Jahren noch daran erinnert. Der Bürgermeister aber berichtete auch dieses Detail, seine

Mit anderen Worten, überall saßen Woronkows Direktoren. Er handelte en gros und en detail, im betrunkenen und im nüchternen Zustand. All das, über das ein Bürgermeister als ein von Tausenden von Menschen Gewählter verfügte – die Wohnungen, die Posten, der Service, die Bequemlichkeiten, der Platz an der Sonne und der Platz unter dem Dach eines Hotels am Meer, die Autos, die Scheine für Dienstreisen, die Fahrkarten – buchstäblich alles bekamen die Karrieristen, Stiefellecker und Zyniker mit dicken Brieffaschen.

Wie es ihm gebracht wurde, berichtete Woronkow dem Untersuchungsrichter mit nostalgischer Stimme: „Es kam schon vor, ich sitze zu Hause am Kamin und erhole mich, plötzlich klingelt es, irgendein Bekannter fragt: ‚Darf ich Ihnen einen Besuch abstatten?‘ Ich erlaube es. Er erscheint bald mit einem Päckchen, trägt es in die Küche, dann unterhalten wir uns.“

„Nach seinem Weggang merke ich, daß er noch einen Umschlag zurückgelassen hat. Ich schaue hinein. Die Sum-

ring mit Brillanten, Preis 3156,78 Rubel; goldener Herrenring mit Brillanten, Preis 10 205,19 Rubel.

Zahlen, Zahlen, sie wunden einen nicht nur, sie wecken Sehnsucht. 4831 Rubel, 8409, 3255 ... 1930 ... und daneben „Manschettenknöpfe indischer Art, Preis 11,24 Rubel“ – Bestechung von einem armen Mann.

Später suchte Woronkow einen Mann, der für ihn als Lakai die Geschenkanahmen erledigte. Er fand ihn: Das war Nikolai Sacharowitsch Remis, Garagenvorsteher. Remis suchte, fand und brachte dem Bürgermeister das Geld. Der Bürgermeister entwarf derweil Resolutionen, nahm an Sitzungen, Tagungen, Symposien, Seminaren teil. Er trat dort geschickt auf, deckte die Leute mit wissenschaftlichen Worten ein, rief auf zu intensiver Arbeit, zu Geschäftstüchtigkeit – so war Woronkow, so baute er stets bunte Kulissen um sich auf.

Remis ist bald entlarvt worden. Zu viele Leute haben durch ihn Begünstigungen erhalten: so ein Barkeeper, ein Buffetier, ein Musiker, drei Chauffeure.

Am Jahrestag des Sieges hing im Hofe des Betriebes, in dem Remis beschäftigt war, ein Schwarzes Brett mit den Bildern der verdienten Frontsoldaten aus dem letzten Krieg. Unter ihnen auf einem Ehrenplatz ein Photo von Nikolai Remis. Die ganze Brust voller Orden. Dieses Photo schmückt jetzt die Kriminalakten. Am nächsten Morgen stand unter dem Photo auf dem Schwarzen Brett mit Riesenbuchstaben: „Der Bestechliche Nummer eins.“

Remis rannte zu seinem Chef, er weinte vor Angst. Die Kraft, sich zu stellen, fand er nicht. Er sagte nur dem Woronkow: „Ich mache nicht mehr mit.“ Und in der Tat, die Liste seiner Verbrechen endet mit diesem Datum.

Die Liste der Verbrechen Woronkows aber wuchs weiter. Wenn Woronkow seine Jubiläen auf dem Berg im Ritterschloß feierte, kamen eine Zigeunerkapelle, eine Jazzkapelle, noch irgendwelche Sänger und Tänzer, die dunkle Raja, die blonde Olja, die brünette Soja, eine ganze Kompanie von Nichtstuerinnen.

Woronkows Kriminalakte wurde von einer ganzen Brigade untersucht. Der Untersuchungsrichter für besonders wichtige Fragen beim Generalstaatsanwalt der UdSSR, Georgij Alexandrowitsch Effenbach, leitete die Untersuchung persönlich. Einen ganzen Monat dauerte die Verhandlung am Ort.

Eine besondere Sitzung des Obersten Sowjet der Russischen Föderation unter dem Vorsitz von Nikolai Iwanowitsch Alexandrow hörte den ganzen Monat dem Angeklagten zu. Woronkow sagte zu Beginn der Verhandlung: „Verehrte Richter, ich muß Rechenschaft ablegen, nicht für die 30 Jahre ehrlicher Arbeit, sondern für krankhafte Selbstsucht, für den Wunsch, nach oben zu kommen, der mein Gewissen verdunkelt hatte.“

So stellte Woronkow sich als Mensch mit tragisch gespaltenen Seele dar. Ja, während seiner Amtszeit als Bürgermeister wurde in Sotschi viel gebaut, der Kurort wuchs, wurde schöner, wohlhabender, Heilstätten und Wohnhäuser wurden hochgezogen, Straßen angelegt, neue Gärten und Parks entstanden.

Jetzt erinnert er daran: „Das ist auch mein Verdienst, Sie müssen das mitberechnen.“ Aber ist es wirklich sein Verdienst? Ist es das Amt, das alles schafft und baut? Das Amt, nicht der Mensch?

Woronkow bekam 13 Jahre Freiheitsentzug, sein gesamtes Eigentum wurde beschlagnahmt (auch zum Beispiel der Fordwagen, den er insgeheim gekauft und auf den Namen eines Strohmannes zugelassen hatte). Remis und andere Komplizen wurden gleichfalls verurteilt. Die Strafe ist unausweichlich. Das fordert nicht nur das Gesetz, sondern auch das Gewissen.



Famillenvater Breschnew mit Angehörigen*: Hang zur Welt

die ganze Macht besitzt Tschernenko mitnichten.

Er konnte nicht einmal verhindern, daß sogar Gönner Breschnew unter Beschuß geriet.

Mit – wohl gezielter – Verspätung kam aus Leningrad ein Text in die Hauptstadt, wie ihn die Sowjetbürger in einer Sowjetzeitschrift noch nie hatten lesen können, seit Lenin als eine der ersten Errungenschaften der Oktoberrevolution die Zensur eingeführt hatte.

Die vom Schriftstellerverband und vom Parteijugendverband „Komsomol“ herausgegebene literarische Zeitschrift „Awrora“ (benannt nach dem Schiff, das den Signalschuß zur Oktoberrevolution abgefeuert hatte) veröffentlichte eine Satire über einen Möchtegern-Schriftsteller:

Die Mehrzahl glaubt, er sei schon lange tot, so sehr bewundert man dieses Talent. Sind doch Balzac, Dostojewski, Tolstoi längst in jener Welt, wie andere berühmte Schriftsteller auch. Sein Platz ist dort, neben ihnen. Er hat diese Ehre wohl verdient! Ich glaube, lange werden wir nicht zu warten haben. Er enttäuscht uns nicht. Wir alle bauen auf ihn. Wir wünschen ihm, daß er seine noch unvollendeten Arbeiten vollendet. Und daß er uns möglichst bald die Freude macht.

Die Schmähschrift erschien unter dem Titel „Jubiläumsrede“ auf Seite 75 der Dezemberausgabe der „Awrora“, die dem 75. Geburtstag Breschnews gewidmet war. Laut Sowjetpresse ist der Generalsekretär einer der „am meisten gelesenen Autoren des Planeten“, für seine Memoiren und Reden erhielt er den Lenin-Preis für Literatur.

Der Autor der Satire, Wiktor Goljawkin, ist vor allem aus dem Samisdat, der Untergrundpresse der Dissidenten, bekannt. Den Text hatte er der Redaktion vor Monaten eingereicht. Auf den Zeit-

punkt der Veröffentlichung hatte er nach Auskunft seiner Frau keinen Einfluß.

Darüber hatte in letzter Instanz die Leningrader Parteiorganisation der KPdSU zu entscheiden, Chef: Grigorij Romanow, 59, Mitglied des Politbüros, aber ohne Aussicht, jemals an die Spitze der Partei zu treten: Ein Mann aus der nach Westen orientierten früheren Hauptstadt Rußlands kann Moskau nicht regieren.

Der Signalschuß aus Leningrad erweckte den Eindruck, als ob Romanow sich nur für eine Schmach hatte rächen wollen: Breschnew hatte ihm untersagt, seiner Tochter eine angemessene Hochzeit auszurichten, nämlich in der Kunstausstellungshalle auf dem Oktober-Platz neben dem Moskauer Kreml, der „Manege“, früher Tattersall der Leibgarde des Zaren.

So fand die Hochzeit denn in Leningrad statt, mit dem Silber, Porzellan und Damast der Zaren aus dem Winterpalast. Das kam heraus, weil sich eine Kustodin des Eremitage-Museums beim Politbüro beschwerte.

Der im Zeichen der Anti-Korruptions-Kampagne angreifbare Romanow konnte sich der Anti-Breschnew-Koalition angeschlossen haben. Doch ebenso denkbar ist, daß Romanow die Satire nie gesehen hat, sondern einer KGB-Intrige zum Opfer fiel.

Die Demontage Breschnews jedenfalls setzte sich fort. Bei der Beisetzung Suslows – neben Stalin, an der Kremllmauer – zeigte das sowjetische Fernsehen zum erstenmal die gesamte Führungsriege in einem physischen Zustand, der an den

* Vorn: Ehefrau Wiktorija, Urenkelin Galina. Stehend: Schwiegerohn Tschurbanow, Enkelin Wiktorija und Ehemann, Tochter Galina, Sohn Jurij, angeheiratete Enkelin Jelena, Schwiegertochter Ljudmila, Enkel Andrej.

Ausflug eines Altenpflegeheims erinnerte. Breschnew setzte sich hinter der Balustrade des Lenin-Mausoleums zweimal erschöpft auf einen Stuhl, zeigte sich irritiert über den Ablauf der Zeremonie und wußte nicht mehr, wann er die vorbeimarschierende Trauergarde zu grüßen hatte.

Diese TV-Vorführung war das Werk des Fernsehkomitee-Vorsitzenden Sergej Lapin, eines stockkonservativen Suslow-Anhängers – letzter Salut für seinen abgetretenen Herrn.

Während die Führung auf dem Roten Platz trauerte, wurde Boris, der Zigeuner, verhaftet. Er erklärte den KGB-Beamten, die bei ihm vorgefundenen Diamanten, Devisen und Antiquitäten gehörten nicht ihm, sondern der Breschnew-Tochter.

Die Verfolgung bis in die Nähe der Breschnew-Familie setzte sich also auch nach Zwiguns Tod fort; der Zeitpunkt zum Zuschlagen war offensichtlich gewählt worden, damit Galina nicht ihren Vater um Hilfe angehen konnte – der saß derweil erschöpft auf dem Lenin-Mausoleum.

Drei Wochen später wurde ein weiterer Galina-Freund verhaftet, der Direktor des sowjetischen Zirkuswesens und Vize-Kulturminister Anatolij Kulewadow. Bei ihm entdeckten die Fahnder einen Kasten mit Schmuck und Westgeld im Wert von über einer Million Rubel (3,3 Millionen Mark). Auch sein Vize Wiktor Gorski kam angeblich in Haft.

Als Breschnews alter Freund Konstantin Gruschewoi, 75, starb, bekam der Generaloberst und bis zuletzt Politchef des Wehrkreises Moskau – anders als der ranghöhere Zwigun – ein Fernsehbegegnung, und Lapins indiskrete Kameralente zeigten im Trauergefolge ein zitterndes, weinendes Staats- und Parteioberhaupt, in Nahaufnahme.

Die TV-Botschaft entsprach dem – aus allen Buchhandlungen und Bibliotheken verschwundenen – „Awrora“-Artikel: Breschnews Tage sind gezählt, bald wird er seinen Genossen folgen. Und das hieß fürs Volk, aber auch für Stellenbewerber: Stellt euch ein auf einen neuen Mann, womöglich einen Kurs.

Kein Sowjetführer hat bisher noch im Alter von 75 Jahren regiert. Freilich ist es auch längst nicht mehr Breschnew, der handelt: Er wird nur noch – ähnlich dem Generalfeldmarschall Hindenburg nach seiner zweiten Wahl zum Reichspräsidenten 1932 – der Öffentlichkeit oder ausgewählten Besuchern stundenweise vorgeführt, zur Legitimation jener, die für ihn die Geschäfte besorgen.

Das ist Breschnews persönlicher Stab, insgesamt befähigte und weltoffene Berater:

▷ Der außenpolitische Experte Andrej Alexandrow-Agentow, 63, der neben einem Dutzend anderer Sprachen fließend Deutsch spricht und – ohne

Parteikarriere – seit vorigem Jahr dem ZK angehört;

- ▷ der Jugendfreund Breschnews und ehemalige Eisenbahningenieur Anatolij Iwanow („Blatow“), 67, bis 1968 Leiter der Deutschland-Abteilung des Außenministeriums, seit 1981 ZK-Kandidat;
- ▷ der Landwirtschaftsexperte Wiktor Golikow, 67, den Breschnew auch einst in Moldawien kennengelernt hatte, seit 1981 ZK-Kandidat;
- ▷ der Berater in Parteiangelegenheiten Georgij Zukanow, 62, Breschnews

photo in einer ihm unterstellten Zeitung herauschneiden), jüngst offiziell krankgemeldet, und schließlich der junge Scharfmacher Gorbatschow, der Bundesgenosse des KGB.

Zu seinen Anhängern zählt Breschnew die Chefs von Armee und KGB, Ustinow und Andropow – beide keine Profis in ihrem Dienstbereich und häufig im Clinch mit ihren nächsten Untergebenen.

Marschall Ustinow hat voriges Jahr öffentlich seinem Ersten Vize, Marschall Ogarkow, dem Generalstabschef, in der



Suslow-Begräbnis am Kreml*: „Ihnen bleibt nur übrig ...

intimster Freund, ZK-Mitglied seit 1971 und jüngst besonders aktiv in Gewerkschaftsfragen;

- ▷ Konstantin Tschernenko, der designierte Nachfolger.

Sie sind es, die alle Entscheidungen treffen und von ihrem Chef in einem guten Augenblick abzeichnen lassen; sie führen die Verhandlungen, denen er, meist nur noch schweigend, präsidiert. Sie schreiben die Reden, die er vorliest.

Sie agieren von der Gnade ihres Herrn, bei dessen Abtreten auch ihre Macht erlischt. So suchen sie die Stunde der Wahrheit möglichst hinauszuschieben.

Im Politbüro sitzt heute eine Mehrheit von Breschnew-Anhängern – eben jene Männer, die mit ihm ins Theater gingen.

Von den in Moskau ansässigen Politbüro-Mitgliedern blieben drei fern: Andrej Kirilenko, der noch vier Monate älter ist als Breschnew; Wiktor Grischin, ein ehemaliger Gewerkschaftschef und Gegenspieler Kirilenkos (er ließ einmal dessen Konterfei aus einem Gruppen-



KGB-Vize Zwigun
... sich zu erschießen*

* Zivilisten mit Trauerflor: Breschnew, Tichonow, Tschernenko; rechts in Uniform: Ustinow.



Generalsekretär Breschnew: Die Mehrheit des Politbüros ...



Nachfolge-Kandidat Tscherenکو
... mit dem Chef im Theater

Sache widersprochen – es ging um den Sieg im Atomkrieg, den Ogarkow für machbar hält. Ogarkows Standpunkt erschien jetzt als Broschüre des Verteidigungsministeriums.

KGB-Chef Andropow, von Haus aus Flußschiffahrts-Experte, widersprach gleichfalls radikalen Militär-Ideen. Um ständige Arbeit für die Staatssicherheit vorzutäuschen, läßt er das Licht in seinem Büro nachts brennen, wenn er längst auf seiner Datscha oder in seiner Wohnung am Kutusow-Prospekt ist, eine Etage über der Stadtwohnung Breschnews.

Wohl mit seiner Hilfe führte die Breschnew-Mannschaft einen Gegen-

schlag gegen die Spürhunde des Innenministeriums: Vize-Innenminister Konstantin Sotow wurde verhaftet. Er leitete eine der sicherheitsempfindlichsten Behörden des Sowjetstaates, die Paßverwaltung. Vorwurf: Von Juden, die ausreisen wollten, aber dabei Schwierigkeiten hatten, nahm er statt der 350 Rubel amtlicher Gebühren für das Ausreisevisum das Hundertfache, 35 000 Rubel.

Den nächsten Schlag richteten die Breschnewisten am 5. März – zufällig

Murks statt Mehrwert

Nach drei Mißernten sind Lebensmittel in der UdSSR knapper denn je

In Tscherepowez, einer Industriestadt 1400 Kilometer nördlich von Moskau, ist Milch oft nur per Rezept zu haben: Der Arzt kann für Kinder im ersten Lebensjahr einen Liter pro Tag und für Kinder im zweiten Lebensjahr einen halben Liter pro Tag verschreiben.

Im benachbarten Wologda, einem der wichtigsten sowjetischen Zentren für die Fleisch- und Butterproduktion, sind die Hausfrauen beim Einkauf meist auf Margarine und gefrorenen Fisch angewiesen. Wologda-Butter, als beste Butter in der Sowjet-Union gerühmt, und Wologda-Fleisch gibt es in der Erzeuger-Region selbst so gut wie nie im Laden.

Laut parteioffizieller Lesart ist der Grund für solche Versorgungsmängel sonnenklar: das Wetter. Nach zwei Dürrejahren und einer verregneten Ernte (1980) im großen Sowjet-Reich müsse das Gebiet Wologda nun vorübergehend mehr Butter, Käse und Fleisch in noch schlechter versorgte Landesteile liefern. Um rund 60 Millionen Tonnen ist die

Stalins 29. Todestag – gegen den Gewerkschaftschef Alexej Schibajew, der vor fünf Jahren von Suslow auf seinen Posten gebracht worden war, als Nachfolger des KGB-Mannes Schelepin.

An seine Stelle trat der Minister für Holzwirtschaft, Stepan Schalajew, 52, der früher Vorsitzender der Holzarbeitergewerkschaft gewesen war – erster Gewerkschafter auf dem Sessel des Chefs der Berufsorganisationen seit 1956.

In der Partei sollen bereits mehrere tausend Suslow-Anhänger gefeuert, vorige Woche auch der Vize-Kulturminister Nikolai Mochow, 64, verhaftet worden sein. Der Breschnew-Clan bekam auch das Medium Fernsehen wieder in den Griff: Ihr Herr, der beim Jaruzelski-Besuch noch hinfällig nach Atem rang, wurde nun wieder in guter Form vorgeführt.

Immer dabei war Konstantin Tscherenکو, den die Breschnew-Gehilfen aus ihrem eigenen Kreis als Garanten ihrer Hintergrundrolle ausgewählt haben.

Doch ob sich die Gerontokratie mit derlei Kunstgriffen an der Macht halten kann, ist ungewiß; allmählich gibt es außerhalb der eigenen Reihen keinen Sündenbock mehr, die nächste Krise aber kommt bestimmt.

Da bleibt dem Riesenreich möglicherweise nur ein Ausweg – die Rückkehr zur „Porjadok“, der Ordnung der Stalin-Ära: Disziplinierung der Arbeiter durch Polizei und Militär. Dort mündete schließlich auch die neue ökonomische Politik Lenins. Er siegte nicht, er scheiterte.

Getreide-Ernte im vergangenen Jahr hinter dem Plan-Soll von 239 Millionen Tonnen zurückgeblieben. In den beiden Jahren zuvor hatten die sowjetischen Staats- und Genossenschaftsgüter ihr von Moskau gestecktes Ziel um 40 bis 50 Millionen Tonnen verfehlt.

Drei Mißernten in Serie – das hat es selbst in den klimatisch nicht sonderlich günstig gelegenen Anbaugeländen Rußlands und der Ukraine nach dem Zweiten Weltkrieg noch nie gegeben. Zwei miese Jahre hintereinander galten bislang schon als katastrophal.

Doch mit dem Hinweis auf höhere Gewalt ist die gegenwärtige Lebensmittel-Knappheit in der Sowjet-Union nur zum Teil erklärt. Allzu viele Schwächen des zentralistischen, planwirtschaftlichen Systems lassen die sowjetische Agrarmaschinerie auch in Perioden und Gebieten mit günstigem Wetter stocken und stottern.

Es wird geschlampt und geschludert, gemurkt und gemauschelt. Mal fehlen